ein vorhandenes, halblanges Jackett durch entsprechenden Ansatz von ähnlichem Stoff in einen der hochmodernen, dreiviertellangen Mäntel zu verwandeln, ohne daß die Naht als solche in Erscheinung tritt.

Der Aberglaube in der Kindererziehung.

Wenn man heute von dem „Jahrhundert des Kindes" spricht, so kann man es, soweit die Erziehung des Kindes in Betracht kommt, als golden im Vergleich zu den früheren Zeitläuften bezeichnen.

Vom Mittelalter bis tief hinein in wenig zurückliegende Zeiten beherrscht nämlich alle Völker, und in diesen ganz besonders die für ihre kleinen Kinder bangenden Mütter ein dunkler, heidnischer Aberglaube. Reste eines solchen finden sich, den Eltern bewußt oder unbewußt, auch heute noch. Die Mutter legt z. B. ihrem Kinde ein Stück Musselin über das Gesicht und glaubt weise zu handeln, indem sie den Sprößling so vor Sonne und Fliegen schützt. In Wahrheit ahmt sie nur nach, was Eltern und Voreltern an ihren Kindern aus ganz anderen Gründen taten, nämlich um die Kleinen vor dem „bösen Blick" zu schützen. Der „böse Blick" und übelwollende Feen und Hexen, das sind in der Welt der abergläubischen Mutter die ärgsten Feinde des aufwachsenden Menschen. Man hängt den Hausschlüssel über die Wiege oder legt eine aufgeschlagene Bibel neben sie, um dem Bösen solcher finsteren Mächte einen Schutzdamm entgegenzustellen. Man scheute jedoch zu dem gleichen Zweck auch nicht vor den drastischsten Mitteln zurück, etwa das Kind auf eine heiße Eisenplatte zu setzen oder es in einen Teich zu tauchen. Eine Wiege durfte niemals aus Holunderholz angefertigt werden, sonst waren davon böse Waldgeister angezogen worden. Für die Gesundheit des Säuglings war um so größere Gewähr gegeben, je mehr die Gestalt der Wiege irgend einem Gegenstand ähnelte, den der spätere erwachsene Mensch bei seiner Arbeit vielleicht verwenden würde. Durch solchen Aberglauben erklärt sich leicht die bizarre Form zahlreicher Wiegen früherer Jahrhunderte. Eine besondere grausame Tortur war früher für kleinste Kinder die Taufe. Dabei wurden diese nämlich in spartanischer Weise unabhängig davon, ob es Sommer oder Winter war, vollständig in Wasser untergetaucht, bisweilen allerdings oder bei allzu grimmiger Kälte das Taufwasser angewärmt. Daher steht man hie und da in alten englischen Landkirchen kleine Feuerbecke.

Wenig Sinn hatten Erzieher und Kinder früher dafür, daß das Kind auch ein Bedürfnis zum Spielen und Umherstreifen hätte. Es mußte an den Wochentagen vom frühen Morgen bis zum späten Abend ohne jede Unterbrechung gelernt werden; der Sonntag aber gehörte der Kirche und sittsamen Spaziergängen. Man braucht sich nicht darüber zu wundern, daß, wenn die Kinder früherer Zeiten einmal über die Stränge schlugen, dies dann in einer um so viel bedenklicheren und derberen Weise geschah, als es heute im Durchschnitt geschieht.

Stiefel als Filmschauspieler.

Ueber den englischen Lustspielfilm, in dem die Rollen der handelnden Darsteller von — Stiefeln gegeben werden, bringen die Londoner Blätter jetzt allerlei scherzhafte Einzelheiten. Das Personenverzeichnis sieht danach folgendermaßen aus:

Der Held: ein Paar wertvolle Boxcalfstiefel
Die Heldin: ein Paar Lackstiefeletten.
Der Vater: ein Paar Hausschuhe.
Der Nebenbuhler: ein Paar Halbschuhe.

Diese handelnden „Personen" spielen eine ganze Liebesgeschichte. Sie beginnt in einer Schaufensteraulage, in der ein Paar Boxcalfstiefel in Liebe zu einem Paar Lackstiefeletten entbrennen. Beide Paare werden dann verkauft. Die Boxcalfstiefeln ersteht ein eleganter junger Herr; die Stiefeletten wandern an die kleinen Füßchen einer Schönen, und wie ihr Schuhwerk, so verlieben sich auch dessen Träger ineinander. Aber der Vater der jungen Dame ist mit der Wahl nicht einverstanden; er zieht als Schwiegersohn dem Träger der Boxcalfstiefel einen häßlichen Nebenbuhler in Halbschuhen vor. Aus dem daraus erwachsenden Konflikt zwischen Liebe und kindlichem Gehorsam entwickelt sich die Flucht der Tochter, bis schließlich die Geschichte mit Verlobung und mit der Hochzeit des Liebespaares endet. Alle diese Szenen aber spielen, wohlgemerkt, in der Schuhperspektive; der Zuschauer sieht auf der Leinwand von den Darstellern nichts oder doch nicht viel mehr als ihre Schuhe, und aus deren stummer Sprache, in der freilich auch die elegante Bügelfalte des Herrn und der durchbrochene, zarte Seidenstrumpf der Dame ein Wörtchen mitreden, muß er sich einen Vers machen. Man darf der Versicherung des Regisseurs und der beteiligten Schauspieler glauben, daß die Aufnahme an ihrer Ausdauer und an ihr Ausdrucksvermögen keine geringen Anforderungen gestellt hat. So mußte beispielsweise die Aufnahme im Schaufenster, bei der die Schuhe noch nicht in Verbindung mit den dazugehörigen Füßen waren, nach jeder, noch so geringen Bewegung der Schuhe, die auf unsichtbarem Wege vorgenommen wurde, unterbrochen werden, bis die ledernen Alleure wieder in eine andere Stellung gebracht waren, und es dauerte eine volle Viertelstunde, um nur zwei Meter Film zu photographieren. Leichter war die Aufnahme des Techtelmechtels der bereits beschuhten Füße des Liebespaares, da sie sich im Atelier bewerkstelligen ließ. Der Beginn dieser Szene wirkt wie die Illustrierung des bekannten Scherzwortes: „Mein Herr, wenn Sie mich lieben, so sagen Sie es; aber machen Sie mir die Strümpfe nicht schmutzig." Für die Besitzerin der Füßchen war es, wie sie verriet, übrigens weit leichter, ihre Zuneigung für den Träger der Boxcalfstiefel fußelnd zum Ausdruck zu bringen, als mit den Füßen den Ausdruck ihres Liebeskummers begreiflich zu machen. Besonderes Aufsehen erregte die Aufnahme der Flucht, zu der man sich in ein englisches Provinzstädtchen begeben hatte. Die zufällig des Weges kommenden Einwohner waren nicht wenig erstaunt, zu sehen, wie auf offener Straße der Photograph seinen Kurbelkasten auf einem nur 30 Zentimeter hohen Stativ aufbaute und sich dann bäuchlings dahinter auf die Erde legte, um unentwegt zu drehen, während ein Herr und eine Dame in höchster Eile an dem Apparat vorbeiliefen, denen ein zweiter Herr auf Rollschuhen folgte, der den einen Fuß überdies in einem dicken Verband trug wie ein Mann, der an Gicht leidet. Es war das die Szene der Verfolgung des flüchtenden Liebespaares durch den erzürnten Vater. Sicherlich wird dieser Stiefelfilm schon um des originellen Einfalls willen beachtet werden und Erfolg haben.

Bunte Zeitung.

Dänisch-norwegischer Theaterkonflikt. Auf einem nordischen Schriftstellerkongreß wurden vor kurzem Richtlinien für ein Zusammenarbeiten der skandinavischen Schriftsteller aufgestellt, das man für dringend wünschenswert hält. Diese Zusammenarbeit scheint wenigstens — was Dänemark betrifft sowie Norwegen — schon vor ihrem Beginn in die Brüche gehen zu sollen. Der norwegische Schriftsteller Nils Kjär hat nämlich die erstaunliche Erklärung abgegeben, daß außer auf dem Nationaltheater in Christiania und dem Theater in Bergen die Dramen Ibsens von norwegischen Schauspielern nicht ohne Zustimmung des Verbandes dänischer Bühnenschriftsteller gespielt werden dürfen. Die norwegischen Schriftsteller fordern sofortige Aufklärung über diesen „skandalösen Zustand." Sollte die Behauptung richtig sein, so sei jede Zusammenarbeit zwischen dänischen und norwegischen Schriftstellern ausgeschlossen, so lange dieses Verhältnis währe.

Empfang. Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. So scheint meine Heimkehr schon vorher vom Dienstpersonal auch dem Postboten mitgeteilt worden zu sein. Am Tage meiner Ankunft öffne ich dem an der Flurtür klingelnden Briefträger. Er scheint mich im Dämmerlicht, und weil ich noch den feldgrauen Rock trage, für den Diener zu halten, denn er fragt voll Mißbegier: „Nun kommt wohl euer alter Esel auch bald wieder?"
„Jugend."

Auch eine Werbung. Verehrter (beim Spaziergang auf dem Friedhof): „Hier sind wir am Erbbegräbnis meiner Familie! (ihre Hand ergreifend) Und bei dieser Gelegenheit, Fräulein Lore, möchte ich Sie gleich fragen: Wollen Sie da vielleicht auch später mit hinein?"
„Meggendorfer Blätter."

Literatur.

Theodor Barth und der demokratische Gedanke. Von Dr. Ernst Feder. Mit einem Vorwort von Hugo Preuß, Staatsminister a. D. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha. Die Schrift ist aus einer Gedächtnisrede erwachsen, die der Verfasser am 3. Juni 1919 dem verstorbenen Todestage Theodor Barths, vor dem Demokratischen Jugendverein Groß-Berlin gehalten hat. Man darf Feder dafür dankbar sein, daß er seine Stimme nunmehr auch der breiten Öffentlichkeit zugänglich macht. Denn der Mangel an geborenen Politikern und Führern, die wie Barth zugleich als hohes sittliches Vorbild dastehen, wird in diesen Tagen nicht allein von der Jugend schwer empfunden. Die kurze und dennoch inhaltvolle Studie ist um so willkommener, als bisher noch keine Biographie Barths existiert und der Verfasser wertvolles ungedrucktes Material aus dem Besitz der Witwe und von Freunden des allzu früh Vollendeten benutzen konnte. In warmer, packender Sprache schildert Feder den Entwicklungsgang des Mannes, in dem schon als junger Student jene Erkenntnisse reiften, die den erst 29jährigen Bremer Syndikus beim Eintritt in die große Politik zu ernstem Widerstande gegen den eisernen Kanzler befähigten, und denen er bis zum Tode unbeirrt treu geblieben ist. „Für mich ist der Liberalismus kein Mäntelchen, das man nur bei feierlichen Gelegenheiten anzieht, um es während der Wochentage in den Schrank zu hängen!" Mit diesen Worten, die er 1881 in Gotha sprach, als er das erste Mal zum Reichstag kandidierte, ist sein politisches Leben gekennzeichnet. Aeußerlich betrachtet, erscheint das Leben Theodor Barths wie eine einzige verlorene Schlacht. Heute sehen wir, daß er in allen Hauptfragen, zu denen er Stellung nahm, recht behalten hat. Seine Bedeutung tritt damit erst ins rechte Licht. Möge die vorliegende Schrift der eifrigeren Pflege seines Andenkens dienen.

Zu beziehen durch die
Goeths-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 42 Fernruf 4550.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 87 Dienstag, den 23. September 1919

Das Wasser kommt!

Roman von Artur Winckler-Tannenberg.

(6. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

4.

Immer konnte und wollte Heinrich dem Bruder nicht ausweichen, und so waren die beiden jungen Leutholds bald in die unvermeidliche nähere Berührung gekommen. Heinrich hatte etwas von dem Listen und Lauern der Mutter in seinem Wesen. Er tat eigentlich immer nur auf eigenen Vorteil und vor allem auf heimliche Wege, die zu ihm führen mochten.

Dabei war ihm ein Plan gekommen. Daß Toni den schwarzlockigen Maler liebte, hatte er mit einem einzigen Blicke erkannt, aber mußte denn Werner diese Empfindung erwidern? Es galt, ihn davon abzuhalten und dann, wenn er wieder in die weite Welt zog, woran man ihn keine Stunde lang, durch Einladungen zum Bleiben, hindern wollte, dann mochte Toni ihm nachseufzen, bis sie das Seufzen satt bekam. Zwei Jahre sollten ohnedies ausgefüllt werden.

Diesmal wollte der Weiterfahrende nach Australien, die Verhandlungen für einen solchen Auftrag waren von dem Münchener Professor bereits eingeleitet.

Australien war weit — nur durfte Werner nicht selbst Feuer fangen, dann mochte die Geschichte ohne Schaden ausgehen! Vielleicht hatte die Mutter recht, er war in seiner Eifersucht dumm und verdienbet gewesen.

Also: Leidlich gute Freundschaft mit dem anscheinenden Nebenbuhler und dadurch Einfluß auf seine so leicht zu nehmende Vertrauensseligkeit. Toni mochte indessen sich selbst überlassen bleiben. Ihrem Eigensinn war doch nicht beizukommen.

Werner war freudig überrascht, als sich ihm am Tage nach seiner Ankunft der Bruder in anscheinend ganz natürlicher Herzlichkeit näherte. Er sei neulich unfreundlich gewesen und tue ihm leid, hatte er erklärt. Aerger mit den Leuten habe ihn ganz und gar beschäftigt und so weiter.

Aus den Augen des Malers brach ein Leuchten. Er legte den rechten Arm um die Schultern Heinrichs und sagte: „Weiter war's nichts? Aber dann ist ja selbstverständlich alles gut. Dann bin ich ja schuld."

„Heinrich sah den Schwärmer erstaunt an: „Du?"

„Jawohl, ich. Denn eigentlich gehörte ich mit hierher und hätte mein Teil Haus- und Hofärger zu tragen, während ich meiner Kunst lebe und dir allen Aerger allein überlasse —"

Schafskopf! dachte Heinrich. Laut aber meinte er: „So habe ich mir die Sache noch niemals angesehen, etwas Wahres kann d'ran sein."

Und der gutmütige Aeltere entschuldigte sich noch mit dem Hinweise, daß ja jeder Beruf seine Mißhelligkeiten habe und der des Malers ganz gewiß nicht ohne solche ist. Und dann waren sie auf die Holzschleif-Anlage zu sprechen gekommen. Werner kannte sie wohl, in den letzten Lebensjahren des Vaters war sie gebaut worden und manchen Sturm und Gewitterregen hatte er in ihrem Schutz abgewartet, als er für Reusch Motive suchte.

Der Berghang bildete hoch überm Dorfe eine natürliche Rinne, die dicht verforstet gewesen war, bis der alte Leutholds, dem der Waldstreifen gehörte, auf den Gedanken kam, sie zu lichten und so den Gebirgswassern einen gemächlichen Abfluß in die Farrenschlucht und den gewaltigen Stämmen eine Rutschbahn ins Tal zu bereiten. Seitdem hieß jener Waldstrich die Holzschleife.

Des alten Leutholds Findigkeit aber hatte goldene Früchte getragen und ihn überdies in den Ruf gebracht, der klügste Guntersbacher zu sein. In dieser angenehmen Selbstschätzung hatte er bis zu seinem Ende gelebt.

Und noch jetzt glitten die künftigen Mastbäume für Seeschiffe die Holzschleife hinab, gerade auf einen Wiesenfleck nahe der Försterei, von wo dann der geordnete Vertrieb erfolgte. Diese Wiese aber bildete das Grenzland des Leutholdschen Besitzes. Nur Hölzer aus Leutholdschem Forst durften hier lagern. Um dieselbe Wiese endlich ging der Enteignungsprozeß, denn über sie hinweg sollte der Kanal gehen, welcher die Wildbäche des Oberwaldes von Guntersbach abzuleiten bestimmt war.

Werner empfand ein lebhaftes Interesse, alle diese Stätten zu sehen. Er sah sie jetzt mit ganz anderen Augen an als damals, da er Wald und Wiese, Berg und Schlucht nur durchstreifte, um den Weltanblick charakteristische Linien abzulauschen. So schlug er vergnügt ein, als Heinrich ihn zur Begleitung nach der Holzschleife aufforderte.

Der Weg war steil, unterwegs sprachen sie nicht, als sie aber das letzte Plateau überklommen, auf dem zwischen knorrigen Baumstümpfen neue Kulturen zu sprießen begannen, hub Heinrich an: „Dort sitzt der Philipp, er hat mich erkannt und grüßt, siehst du?"

Werner folgte der Richtung, die Heinrichs Stock wies.

„Wer ist Philipp?" fragte er.

„Ach so, das weißt du nicht, kannst du ja auch gar nicht wissen. — Ja, wer ist er? Dort im Hause der Holzschleife wohnt er mit seiner Frau. Eigentlich heißt er Lemke, aber er nennt sich Philipp, beim Vornamen, seit seinem Unglück und die Leute nennen ihn seit fünf Jahren auch nicht anders — —"

Der Erzähler kam außer Atem. Da blieb er stehen und sagte: „So wird's nichts, Werner, setzen wir uns eine Minute auf einen der vielen Stühle hier. Du erschrickst, wenn du den Philipp unvorbereitet kennen lernst. Der Blick von hier ist wunderschön, sieh' dir das Bild an, indessen will ich erzählen."

Damit hatte er auf einem Baumstumpf Platz genommen, der Raum für drei Rastende bieten mochte, und Werner setzte sich neben den Bruder.

„Aber der Mann hat dich erkannt, wird er nicht herüber kommen —"

„Nein. Er kommt nicht. Das hat er schon wieder vergessen —"

„Vergessen?"

„Ja. Höre zu. Vor sechs oder sieben Jahren ist es gewesen, da suchte Mutter einen Mann, der vom Forstwesen etwas verstand, um ihm bei den Einrichtungen der Holzschleife die Leitung zu übertragen. Der Förster Haller in der Farrenschlucht wußte vom Militär her einen und schickte ihn uns zu. In den Jägerbataillonen sind ja lauter Forstleute. Philipp war's auch. Wildheger war er gewesen, hatte auch sonst von Wald und Holz das nötige Verständnis und — na, du wirst's ja sehen — Kraft hat er wie ein Bär! Er kam zu uns und heiratete bald danach. Die Frau Lemke ist Köchin gewesen in Luftkurorten oben im Gebirge — sie wird noch heute zu Hochzeiten und Kindtaufen geholt, bis ins Tal. Sie war erst neulich in der Heidemühle und hilft überhaupt gar manchmal dort aus —"

„So weit?"

„So weit, eineinhalb Stunden ins Tal, zweieinhalb zurück. Ja, ja — und manchmal bei Wind und Wetter. Aber die Frau ist ein Arbeitspferd und jeder schreit nach ihr, wenn's was zu kochen gibt. Der Philipp vermißt sie ja nicht. Der weiß nur, daß sie da ist, wenn er sie sieht. Ob sie in einer anderen Stube oder in der Heidemühle ist, bedeutet dem gleichviel —"

„Ja, also was ist's mit dem Philipp?"

„Zwei Jahre waren sie verheiratet, da ließ der Philipp Bäume fällen. Es war eine tolle Wirtschaft. Um zehn Uhr ungefähr kam der Christoph heruntergestürzt und schrie, eine Tanne habe den Lemke erschlagen, dann wieder, wir sollten den Doktor bestellen, er müßte gleich in die Holzschleife!

„Na, ich habe damals die Mutter bewundert. Nicht einen Augenblick hat sie sich unterbrechen lassen von dem Schmerz.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19190923022/fragment/page=0001

Zuerst hat sie erklärt, Tote brauchten nicht den Doktor, sondern den Pastor, dann glaubte sie auf das bloße Geschrei überhaupt nicht daran, daß einer tot sei. Dabei rannten die Mägde immer heulend um sie herum, bis sie sie 'rausschmiß und mit mir und dem Christoph allein war. Da zeigte sich's dann, wie recht sie hatte. Lemke war nicht ganz tot, aber der Doktor sollte auch nicht bloß zu ihm, sondern zur Frau. Die erwartete ihr erstes Kind und nun war bei dem furchtbaren Schrecken ein Unglück geschehen.

Mich — ich war damals siebzehn Jahre — hat die Mutter mit dem Wagen nach dem Arzt geschickt. und sie selbst ist mit der Wittken, die uns beide ja auch in der Wanne gehabt hat, nach der Holzschleife gestiegen.

Das Ende von der Geschichte: die Frau ist mit dem Leben davongekommen und der Mann auch, nur einen ganz kleinen Kindersarg haben sie auf den Guntersbacher Kirchhof gebracht. Aber der Lemke ist blödsinnig geblieben. Er hantiert alles, was er soll, und wenn er's einmal angefangen hat, auch so lange, bis es ihm verboten wird. Er bezieht eine Invalidenrente, füttert im Winter das Wild, bewacht die Schonungen, und seine Frau sagt ihm, was er soll und nicht soll. Die Schädeldecke ist geknickt, hat der Doktor damals gesagt oder soll er gesagt haben. Jedenfalls, der Lemke ist körperlich ein Bär und an Verstand eine Mücke. Das ist der Philipp.

„Eine Tragödie im Walde," sagte Werner. „Und ihr habt ihn da wohnen lassen, den Philipp, das ist schön von euch."

Heinrich hustete, er wollte etwas sagen, aber es schien ihm besser, zu schweigen. Die Mutter hatte niemals an welchen Umwandlungen gelitten und er eigentlich auch nicht. Was ging sie also der Philipp an? Nein, es war so am billigsten gewesen. In dem Hause der Holzschleife hätte ein Wächter wohnen müssen. Da wurde gespart. Frau Lemke hielt die Augen offen und war noch dankbar obendrein. In den Schonungen arbeitete der Geisteskrüppel fleißig, was ihm geheißen wurde, ohne Lohn zu beanspruchen, zur Arbeitsaufsicht war Heinrich herangewachsen, der unten auf dem Talgute doch nichts zu sagen hatte.

Das alles hätte sich in wahrheitsstrenger Abwehr des unverdienten Lobes einwenden lassen. Es war aber ganz und gar nicht nach Heinrichs Geschmack, diese Einwendungen zu erheben. Wozu auch, Werner hätte ihn doch nicht verstanden.

So stand er denn auf und meinte: „Nun kennst du die Leute und wirst dich über nichts wundern. Der Ast, welcher damals den Philipp auf den Schädel schlug, hängt zum Beispiel in der Wohnstube überm Spiegeln. Er wollte es, und da haben sie ihm den Willen getan. Er wird dir den Ast zeigen, deshalb sage ich dir das auch vorher —"

„Gut, gehen wir."

Sie schritten den schmalen, wenig betretenen Steg hinan, der, grasverwachsen, zu einem flachdachigen Hause führte.

Als sie etwa hundert Schritte gegangen waren, trat aus der Schonung ein Mann in Arbeitskleidung. Breitschulterig, reichlich seine sechs Fuß hoch. Ein fuchsroter Vollbart verwucherte das ganze wetterbraune Gesicht, ein paar Blau-Augen sahen leer in die Welt. Sie sahen, aber sie gaben dem Geiste nichts von dem Bilde und trugen deshalb auch kein Gepräge seiner Antwort.

Der Riese stieß eine Schaufel, die in seiner Hand als Spielzeug wirkte, in die Erde, stützte sich mit beiden Händen darauf, so daß er fast kauernd in sich zusammensank, und sagte mit einer tiefen, aber tonarmen Stimme: „Der Philipp —"

Dann lachte er übers ganze Gesicht. Große, blanke Zähne blitzten zwischen Kinn und Schnurrbart.

„Jawohl, Philipp, ich seh's, Ihr seid da," antwortete Heinrich. „Eure Frau auch?"

Der Idiot machte plötzlich ein Gesicht, als wollte er weinen. Hilflos gingen die Augen in die Runde. Er sah seine Frau nicht, also war sie überhaupt nicht auf der Welt, in Grenzen der Gegenwartsfrist, die er zu überdenken vermochte. Er schüttelte den Kopf und seufzte. Jetzt richtete er sich auf, so daß er auf einmal zu doppelter Höhe gewachsen schien, neigte nachdenklich den bärtigen Kopf auf seine Seite.

„Gestern war sie noch hier, die Alma —"

Jetzt sah Philipp den Fremden an und ein großes Staunen schien ihn zu erfassen. Er starrte und starrte, um plötzlich wieder zu lächeln und endlich zu lachen. Herzlich, harmlos, zufrieden.

Heinrich beobachtete all das nicht. Einmal mochte er's gewöhnt sein, zum andern neigte er nicht zum Mitgefühl. Werner aber empfand ein leises Grauen angesichts dieses jammervollen Bildes, das Menschenantlitz trug.

„Nun, so laßt Euch nicht stören, Philipp," bemerkte der jüngere Leuthold kühl. „Ihr habt zu tun, sehe ich, geht weiter an die Arbeit, der Tag ist noch lang —"

Da schlich der Riese demütig von dannen und fing dort wieder an zu schaufeln, wo er aufgehört hatte. Keinen Blick wandte er auf die Brüder, er war mit Eifer an der Arbeit.

Das Haus an der Holzschleife hatte fünf Räume. Wenn man durch die niedrige Haustür kam, befand sich genau in der Verlängerung des Flurs die Küche, in der jetzt Frau Alma Lemke, als Werner und Heinrich eintraten, auf einen kleinen Wurzelblock Holzkloben zerkleinerte. Der muskulöse Arm der etwa zwei- oder dreiunddreißigjährigen Frau schwang sehr kraftvoll die schwere Holzfälleraxt und krachend ging der Kloben in Splitter. Dann erst hörte sie die Schritte der Männer auf dem Flur. Sie stellte die Axt hin und wischte die Hände an der blauen Schürze: „Je, der Herr Leuthold, gut'n Tag ooch."

Sie kam heraus und gab auf so viele Fragen Antwort, daß Werner mit Erstaunen empfand, diese Frau versah hier oben Aufsichtsämter, die sonst nur Männern anvertraut werden. Aus der Küche klang das Knacken von brennenden Kloben.

„Daß Euch nichts anbrennt, Lemken," bemerkte Heinrich mit einer ihm selbst an sich befremdlichen Anteilnahme. Etwas Unbewußtes ließ ihn damit vor Werner paradieren.

„Hm. Karnickel gibt's!"

„'s Jo-och heute sei Geburtstag, dem Philipp sein-a, Herr Leuthold — da muß man doch."

Werner horchte auf: Du lieber Gott, dieses armen Verruckten Geburtstag, die Frau vergaß ihn nicht und hatte doch gewiß zu reichlich harte, ununterbrochene Arbeit, um sich vielen Gedanken hingeben zu können. Und der Philipp selbst, was wußte er von seinem Geburtstag? War das ein Fest- oder ein Trauertag? So ging's dem älteren der Brüder durch den Kopf, den jüngeren plagten derartige Skrupel und Zweifel nicht. Er fragte nur:

„Wie alt wird er heut'?"

„Neununddreißig."

„Also, in den besten Jahren —"

„Jesus, wenn nur das Unglück nicht wäre, Herr Leuthold —"

Da lenkte er ab.

„Ich wollte meinen Bruder, der bei uns zu Gast ist, die Holzschleife zeigen, Lemken, können wir auch mal die beiden Zimmer hier rechts, die bewohnt Ihr ja nicht —"

Frau Lemke rieb die rechte Hand noch einmal an der Schürze, als rüste sie sich, Werner zu begrüßen, ließ sie dann aber bescheiden zurücksinken.

„Nu, nee, die bewohn' wir nich. Weil se im Winter zu kalt sind. Nich zu derheizen, Herr Leuthold, wa de wahr is, nich zu derheizen! Aber, a schöner Blick is 's freilich, und den soll sich der Herr schon ansehen."

Mit solchen Worten ging sie an eine Tür der rechten Flurwand und öffnete sie. Werner trat ein und Heinrich folgte, den Beschluß machte Frau Lemke.

Durch zwei große Fenster fiel gedämpftes Sonnenlicht herein, alles erhellend und doch nirgends blendend. Werners Gesicht glänzte auf. Er trat an eines der Fenster. Welch überwältigendes Panorama. Ja, hatte er denn niemals früher hier gestanden? Er besann sich; schon damals war dieser Raum nur zur Verwahrung von Werkzeugen und Geräten benutzt worden. Der Nordwind prallte mit zu breiter Wucht an die Wände. Die andere Giebelseite, dem Waldabhange zugekehrt, lag dagegen geschützt und warm.

Des Malers Auge schweifte gierig über das weite schöne Gesichtsfeld. Im Vordergrunde die Holzschleife war reizlos, aber dann begann die Waldstaffage, welche sich in duftiger Kulissenwandung erweiterte, ein Hangsilhouette immer zarter als die andere getönt und mit ihren zurückgewendeten Abstürzen von der Sonne überglüht und überglitzert. Unten aber in der Tiefe lag Guntersbach, wie auf einem Weihnachtstische aufgebaut, die Gunter mit ihrem metallen blühenden Wasserbande schlang sich weiter ins Wiesen- und Ackerland, aus dem die Türme der Kreisstadt grüßten.

Ein geschlossenes, reiches, schönes Bild: Vom Berg zu Tal.

Werner stand und stand. Er vergaß die anderen und vergaß sich selbst. Jetzt erst wachten wieder alle Erinnerungen an den geliebten Meister auf. Mit ihm hier stehen zu können, mit ihm dem Himmel das Licht, dem Walde den Farbenduft, der fernen Ebene die zufließenden Tinten der Dämmerung abzulauschen, mit ihm davon erobern möchten zu bleibendem Besitze für die Kunst — —

„Werner, wach' auf!" klang die spöttische Stimme des Bruders. Da fuhr er zusammen.

Sie waren allein im Zimmer.

Werner schaute sich erstaunt um.

„Ja. Du hast mich eine ganze Weile vergessen; so starr guktest du durchs Fenster. Es war, als sähest du Guntersbach zum ersten Male."

„Zum ersten Male. Ich glaube fast, ich sah's zum ersten Male, denn so hab' ich's noch nie gesehen. Mit so viel Verständnis noch nie! Malen möchte ich's von diesem Fenster."

„Und schenkst es mir zur Hochzeit —"

Da wurde der Enthusiast auf einmal nüchtern. Er antwortete nicht, aber er sah den Bruder an. War's Frage, war's Staunen? War auch mißbehagliche Regung darin? Heinrich lauerte, etwas davon zu erraten, aber er wurde sich nicht klar.

„Es hat ja noch Zeit," fuhr er fort, „denn ich heirate nicht gleich, aber der Blick bleibt derselbe, ob er heute gemalt wird oder in zwei Jahren."

„Wo ist Frau Lemke?" fragte Werner ablenkend.

„Beim Philipp."

„Ist dies der einzige Raum? — Doch nein, da ist ja eine Tür —"

Heinrich öffnete die Tür und sagte: „Eine Kammer ist's. Wie drüben bei Lemke's auch. Stube und Kammer."

(Fortsetzung folgt.)

Herbstliches Kaleidoskop

Berliner Brief.

Dieser Herbst müßte nach seiner Hitze Sommer heißen. Seit 1848 ist es nicht so merkwürdig gewesen. Braun knistern die Blätter im Tiergarten herab. Ein gewaltiges Gewitter hat nur wenig Abkühlung gebracht. Hart grellt die Sonne. Silbriger Staub steht zwischen den Häusern. Der Mond in seiner abnehmenden Halbheit ist immer noch sehr groß. Die Badeanstalten in den umliegenden Seen haben zum Teil schon geschlossen, weil's der Kalender so befiehlt. Und Frei-Baden ist noch immer polizeilich verboten. So lügt man sich denn vor, — da die Theater es auch tun —, daß die Saison beginnt. Man geht mal wieder in die kleinen Kunstausstellungen. Irgendwie erfrischen muß man sich doch.

Zur 78. Ausstellung ladet „Der Sturm" ein. Herwarth Walden bläst ihn aus Pinzig weiter, dieses Mal für George Muche und Hans Sittig. Der erstere ist, wie so viele der Neuentdeckten, die vor ihm an denselben Wänden hingen, ein Mathematiker und Physiker. Komposition der Fläche, gebrochene Bewegung, kleine Formen mit Viereck in der Mitte, helle Farben, dunkle Farben — das sind so die Titel seiner Bilder, vor denen man sich selbst wie ein Kinderkaleidoskop vorkommt. Man kommt ins Lallen, ins Wanken, man möchte sich an Sittig klammern, der freilich nicht weniger bunt ist, immerhin aber doch irgendwie Gegenständliches verrät. Seine „Krankenstube" hat schon starke utopische Kraft, sein „Charfreitag" sucht ein Problem zu meistern. Aber dann heißt es auch bei ihm: „Blau wälzt rot." Wozu? Muß das sein? Sind wir uns das schuldig? Man lehnt diese Privatangelegenheit höflich, aber bestimmt ab. Flucht! Paul Busch mit seiner „hängenden Treppe" ist gerade nicht der beste Weg. Marc Chagall ist so etwas wie eine Rettung. Sein „Heiliger Droschkenkutscher" stimmt entschieden heiter, seine kleineren Bilder sogar höflich! Albert Gleizes (verkauft!) und Carlo D. Carra wirken plötzlich schon fast klassisch. Kalinsky etwas weniger. Aber er ist doch ein „Kerl", dem gegenüber William Mauer, sonst Filmschriftsteller und -regisseur, immer mal wieder ein eigensinniges Kind ist. Er spielt noch immer mit Dreiecken und Kreisen. Lassen wir ihm sein Privatvergnügen ebenso wie Nell Walden das ihrige, die es schon bis zu „Tempera Nr. 82" gebracht hat. Hinüber — aber schleunigst! — in die Victoriastraße, in die Kunsthandlung von Karl Nicolai. Vielleicht, daß es dort künstlerisch temperierter ist.

Der „neue" Mann hier heißt Walter Hippel. Man segnet noch einmal den längst begrabenen Impressionismus. Weil hier gesundes Können ist, zuerst im Porträt, sodann in graphischen Landschaften, aus russischer Gefangenschaft heraus. Helle Lichter, gute Lichter. Rhythmus der Farben, der sich sogleich zu einer Melodie schließt. Hippel — bald wird er zu unseren ersten Persönlichkeitsmalern gehören müssen, schon weil seine ganze Art so problemlos, so natürlich, so licht ist. Köpfe zweier Schauspielerinnen fesseln am stärksten. Ein Mann, der sich vielleicht bald nicht mehr vor Aufträgen retten kann. Schöne Frauen sollten zu Walter Hippel gehen, um sich verewigen zu lassen. Sein Pinsel hat Anmut und Grazie.

Wie ruhig ist das herbstliche Kaleidoskop mit einem Male geworden! Da schreckt uns das Mittagsblatt mit einer neuesten Dadaisten-Depesche auf: von Motoren bewegte Bilder der Zukunft stehen uns bevor. Z. B. der Kriegsgewinnler. Ein Feitlloß von Mann hock an einem Tische, mit weit aufgesperrtem Rachen, welcher auf- und zuklappt; die Augen (mit Motorbetrieb!) rollen fürchterlich; natürliche Erdäpfel, so groß wie eben möglich, fallen ihm in den Schlund. Aber so etwas kann man doch alltäglich in jedem besseren oder schlechteren Restaurant sehen! Deshalb in die Kunstausstellung laufen? Die Automatenmenschen des Mittelalters kehren wieder, das uns schon mit so vielem längst Tat geglaubten wieder beglückt hat. Das Kaleidoskop kann noch gepfeffert werden. Hoffentlich halten es unsere Nerven aus! Aber auch die haben sich ja schon eine ziemliche Nilpferdhaut angewöhnt. Der Winter kann gut werden. Fehlen die Kohlen, kann man sich vielleicht warm — lachen!

Einsicht.

Goethe hat einst ein ironisches Gedicht geschrieben, das die Meinung eines Wandelbaren widergibt, der schließlich erkennt, daß Konzessionen an dem „Zug der Zeit" meist Konzessionen zu eigenen Ungunsten waren:

Tolle Zeiten hab' ich erlebt,
Und hab' nicht ermangelt,
Gelöst auch töricht zu sein,
Wie es die Zeit nur gebot.

Schadet ein Irrtum wohl?
Nicht immer, aber das Irren
Immer schadet! Wie sehr,
Sieht man am Ende des Wegs.

Mache zum Herrscher sich der,
Der seinen Vorteil versteht!
Doch wir wählten uns den,
Der sich auf unsern versteht!

Solche Gestalten nannte man 1848 „Piepmeiers". Der enttäuschten Piepmeiers dieser Revolution, wie sie Goethe treffend charakterisierte, ist Legion.

Das Neueste von der Mode.

(Nachdruck verboten.)

Das moderne Abendkleid. Da wir diesen Winter das erstemal wieder eine regere Geselligkeit haben werden, die nicht nur den Tanz in den Mittelpunkt stellt, so wird das Abendkleid, dem die Mode ihre besondere Gunst zuwendet, das ganze Interesse der Frauenwelt in Anspruch nehmen. Ganz besonders auffällig ist an diesem, im Gegensatz zur bisherigen Form, die besondere Bevorzugung der Rückseite bei der Garnierung. An seidenen Kleidern ist der reichgerefte hintere Rockteil dreibis viermal graziös geschürzt, also durch Heftungen auf dem Unterkleide festgehalten, so daß sich effektvolle Bauschungen ergeben. Dann wieder verkürzt sich ein überwurfartiger Teil rückwärts über dem abstechenden Unterkleid derart, daß der in gleichmäßige Falten gelegte Ueberwurf chapeau- oder wasserfallartig herabfällt. Der abstechende Westeneinsatz findet fast immer im Rücken eine schmälere Wiederholung, und eine neckische Laune der Mode schreibt vor, daß an diesen Gewändern der Ausschnitt im Rücken tiefer ist. Die weiten, glockenartigen Aermel reichen immer bis zum Ellbogen, jedoch niemals diesen ganz bedeckend. Minder begünstigte schöne Frauen wählen jedoch besser den sogenannten glockenärmel mit nach hinten bis zum Knie sich verlängernder abgerundeter Spitze. Flitter- und Perlen-, Gold- und Silbersowie Seidenstickereien, die letzteren in exotischen, bunten Motiven, sind daran besonders beliebt. Pelzumrandungen in abstechender Farbe: heller Pelz an dunklen Gewändern, dunkelfarbiger Pelz an lichten Gewändern, sind von ganz besonders reizvoller Wirkung. Dem nur fingerbreiten, lose gestickten Gürtelband gesellt sich meist vorn eine große, kunstvolle Blüte aus Samt oder Seide und am Spitzenkleid eine große, stiegartige Tüllschleife, dem eng um die Taille gelegten Gürtel als Abschluß im Rücken. Volantartige Anordnung des Ueberkleides aus Tüll, Chiffon oder Spitzen, mit Umrandung von länglichen Holzperlen, Glassteinchen oder Flittern in mehreren Farben, jedoch karger Verwendung, ist namentlich eine für jugendliche Trägerinnen sicher viel Anklang findende Form.

Tressen als modernste Kleidergarnitur der Herbst- und Winterkleider und -Mäntel scheinen sich in zunehmendem Maße die Gunst der Frauenwelt zu erringen. In allen Breiten verwendet, dienen sie entweder als Umrandung des noch immer breiten Schultertragens, des Gürtels und des Aermelaufschlags am Kleide, oder als ebensolche am Jackett des Herbstkostüms, als Taschen-, Kragen- und Mantelbesatz. Am letzteren wechseln sie als Garnitur der Vorderteile vielfach in verschiedenen Breiten stufenmäßig ab, beginnen also kleinfingerbreit etwas unterhalb der Taillenlinie und enden handbreit am Mantelrande. Auch die sehr beliebten eingesetzten Zwickelteile auf den Hüften der Herbst- und Wintermäntel weisen diesen dichten Tressenbesatz in gleichmäßigen Abständen und ständig zunehmender Breite auf. Doch sind auch gleichmäßig breite Borten in drei- bis fünffacher Verwendung als Jackett- und Mantelbesatz am Rande hochmodern. Praktische Frauen werden diese Rundbesätze besonders schätzen, da sie ihnen die Möglichkeit bieten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19190923022/fragment/page=0002